

Uwe Schneider

# Der Tod wartet in Wetzlar

Kriminalroman

Königshausen & Neumann

Uwe Schneider

—

Der Tod wartet in Wetzlar

Uwe Schneider, geboren am 6.12.1954 in Breitenbach bei Kassel, arbeitete nach dem Studium der Musik und ev. Theologie bis zu seiner Pensionierung als Lehrer.

Heute ist er für die Museumsverwaltung Wetzlar im Bereich Bildung und Vermittlung tätig.

Uwe Schneider

# Der Tod wartet in Wetzlar

Kriminalroman

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026

Verlag Königshausen & Neumann GmbH  
Leistenstraße 7  
D-97082 Würzburg  
[info@koenigshausen-neumann.de](mailto:info@koenigshausen-neumann.de)

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier  
Umschlag: skh-softics / coverart  
Umschlagabbildung: Foto - Sonnenaufgang über Wetzlar – Walter J. Schwab  
Foto – Jerusalemhaus – Walter J. Schwab  
Foto – Autor – Gert Heiland

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg  
Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9682-2  
eISBN 978-3-8260-9683-9

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

[www.ebook.de](http://www.ebook.de)  
[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)  
[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)

Für Laura Fee und Finn

und

für Almut



## Prolog

**I**ch, Raffaele Moser, habe im Vorfeld eine kleine Bitte. Auch wenn ich im weiteren Verlauf erneut darauf zurückkommen werde, möchte ich sie an dieser Stelle schon einmal an dich herantragen.

Stell dir vor, du gehst nachts allein durch die engen Gassen einer Kleinstadt. Eine Stadt ohne elektrische Beleuchtung. Versuche, dir eine solche Dunkelheit vorzustellen. Eine Stadt ohne jeglichen Autoverkehr. Zum einen, weil es keine Autos gibt und zum anderen keine Straßen, auf denen ein Auto unbeschadet vorankäme. Wer vermag sich heute eine solche Nacht ohne Geräusche vorzustellen. Kein Ton dringt an dein Ohr. Nur der Wind pfeift durch die engen Gassen. Eine Stadt ohne Licht, gehüllt in eine längst vergessene Dunkelheit. Vielleicht der matte Lichtschimmer einer Kerze im Fenster eines Fachwerkhäuses. Eine Stadt ohne Toiletten. Da riecht es schon mal streng aus einem Hof oder einer Mauernische. Es stinkt, Menschen auch. Ein Bad pro Woche ist für die Mehrheit eher unrealistisch.

Verfügt der moderne Mensch wie du und ich überhaupt über eine solche Vorstellungskraft? Ist es illusorisch, sich eine solche Stadt aus den Tiefen der Vergangenheit vorzustellen? Allein die Aufforderung dazu eine völlig unrealistische Zumutung?

Steile Treppen, glitschiges Pflaster, wenn überhaupt, und enge Gassen, aus denen selbst der Mond nicht mehr herausfindet, sollte er sich einmal darin verfangen haben. Engulgasse, Liebfrauenberg, Rosengasse, Kornblumengasse - Straßennamen, die eine Lieblichkeit vorgaukeln, die es nicht gibt. Da trifft Güllgasse oder Barfußergasse den Status Quo schon eher.

Versuche, dir eine solche Stadt vorzustellen, auch wenn es nicht leicht ist, aus deiner Gegenwart heraus einen solchen Sprung zu machen. Vielleicht ist es sogar unmöglich. Versuche es trotzdem.

Du gehst deshalb allein durch die Stadt, weil du keine Menschen sehen willst, sie nicht mehr ertragen kannst. Da ist niemand in dieser Stadt, der dir nahesteht; kein Freund, keine Verwandten, keine dich liebende Frau, kein dich liebender Mann. Niemand. Dein Chef piesackt dich rund um die Uhr. Immer wieder auch vor den Kollegen. Natürlich lachen sie in deinem Rücken über dich. Lachen über jemanden, der bessere Examina in der Tasche hat, als die meisten der feixenden Kollegen. Du sprichst Sprachen, die die Lacher nur vom Hörensagen kennen.

Die Nacht lacht dich nicht aus.

Sie versteht deine wachsende Todessehnsucht.

Aus einigen Fenstern schauen Prostituierte mit müden Gesichtern, einen derben Scherz auf den Lippen, in die Nacht. Französische Nymphen genannt, ob die Namensgebung einer gewissen Frankophilie entspringt oder dem Gegenteil, muss unbeantwortet bleiben. Ist dir auch völlig gleichgültig. Still, mit gesenktem Kopf, gehst du vorbei.

Das gesellschaftliche Leben findet ohne dich statt. Sehnst dich so sehr danach, dazuzugehören. Aber ihr Standesdünkel lässt es nicht zu. Sie schneiden dich, wollen dich nicht. Oder willst du nicht? Möchtest so gerne, aber kannst es nicht. Weißt nicht, wie es geht, dazuzugehören.

Läufst durch die fremde Stadt bis dir die Einsamkeit aus dem Kopf in die wunden Füße gesackt ist. Erschöpft und ausgelaugt gehst du zurück in deine Wohnung.

Die Ellenbogen auf den Schreibtisch gestützt, vergräbst du das Gesicht in den Händen. Neben der *Emilia Galotti* liegt eine Pistole. Ein Vorderlader. Jede Jugendgang würde ihr heutzutage einen Baseballschläger vorziehen; sicher ist sicher. Du besitzt keinen Baseballschläger. Weißt gar nicht, was das ist. Hast das Wort noch nie gehört.

Nie wieder wirst du in tiefster Einsamkeit durch die nächtliche Stadt und das Umland mit der lieblichen Lahn streifen. Nie wieder deine Wünsche auf Nimmerwiedersehen den Fluten des geliebten Flusses übergeben. Nie wieder das Lachen in deinem Rücken spüren, das sie hämisch über dich ausschütten, wie aus dem Fenster geschüttete Bettpfannen.

Vermagst du es, dir vorzustellen.

Ich weiß, es ist viel verlangt.

Wie gesagt, vielleicht sogar unmöglich.

Versuche es trotzdem.

Und ja, du hast sicher recht, irgendwann ist es einfach genug.  
Genug.

Siehst du die Pistole neben dem Buch auf dem Schreibtisch liegen?

Nimm sie zur Probe mal in die Hand. Ja, der Griff ist sehr klein. Richtig mit den Fingern umschließen, kann man ihn deshalb nicht. Das ist keine Glock 22. Es befindet sich nur eine Kugel in der Waffe. Der erste Schuss muss sitzen. Der Büchschäfter – ich weiß, dieses Metier gibt es heute nicht mehr – hat sie am Nachmittag scharf gemacht. Das ist gut, denn der Mann versteht sein Geschäft. Wie viele furchtbare Unfälle sind schon passiert, durch unsachgemäßes Laden.

Spürst du, wie leicht die Waffe ist? Deshalb musst du eine ruhige Hand haben. Zudem hat die kleine Waffe, auch wenn man es kaum glauben mag, einen heftigen Rückschlag. Also stell dich darauf ein.

Bist du soweit?

Gut.

Dann ziele mit der Waffe auf dein rechtes Auge.

Und jetzt stell dir vor: Du drückst ab.

*Er habe auf der Erde gelegen.  
Der Puls noch geschlagen;  
doch ohne Hülfe;  
die Glieder alle wie gelähmt,  
weil das Gehirn lädiert  
und auch herausgetreten gewesen:  
Zum Überfluss habe er ihm eine Ader geöffnet,  
wobei er ihm den schlaffen Arm halten musste.  
Das Blut wäre noch gelaufen.  
Er habe nichts als Atem geholt,  
weil das Blut in der Lunge circuliert  
und diese daher noch in Bewegung gewesen.*

Kameralarzt Dr. Held

Das Helmut Helmer sich in 58 Lebensjahren den Ruf eines passionierten Museumsbesuchers verdient hätte, kann man ihm beim besten Willen nicht unterstellen.

Zum einen, weil jedem seiner Museumsbesuche der triste Geruch von Arbeit anhaftet. Nicht, dass er seine Arbeit hasst. Das nicht. Ganz und gar nicht. Er kann sich keinen interessanteren Job vorstellen. Den ganzen Tag in einem Büro zu sitzen, wäre für ihn der Horror. Er dagegen ist viel unterwegs. Das ist gut, denn er war noch nie der sesshafte Typ. Zudem lernt er immer wieder neue Menschen kennen – zuweilen auch welche, die er lieber nicht kennengelernt hätte. Aber selbst das ist immer noch besser, als tagaus tagein in ein griesgrämiges Gesicht zu blicken, das einem auf ewig im Büro gegenüber sitzt. Doch ganz besonders den Nervenkitzel, den jeder neue Auftrag mit sich bringt, mag er nicht mehr missen. Auch wenn es durchaus mit einem gewissen Risiko verbunden ist. Er ist förmlich süchtig danach geworden. Allerdings – und das ist nicht zu leugnen – steht er auch jedes Mal unter einem gewissen Erfolgsdruck. Wenn sein Chef, Dr. Mayerhofer, nicht von seiner Arbeit profitiert, wird es bald keine Arbeit mehr für ihn geben. Dessen ist er sich natürlich bewusst. Das ist klar. Und man wird nicht jünger. Deshalb kann trotz aller Annehmlichkeiten, die seine Arbeit für ihn mit sich bringt, nicht wirklich von einer Passion die Rede sein. Arbeit ist Arbeit. Und selbst wenn man sie mit leidenschaftlicher Hingabe erfüllt, ist es noch immer keine Passion. Also zwei völlig verschiedenen Dinge.

Und zum anderen, weil er trotz seines beruflichen Umfelds stolz auf seine proletarischen Wurzeln ist. Diese Fahne hält er hoch wie den Fanschal im Stadion von St. Pauli: *Hasta la victoria siempre*. Was ihm nicht immer nur Freunde gemacht hat. Aber das

stört ihn nicht, im Gegenteil. Er liebt es mit seiner *Nicht-Kunstkonformen-Herkunft* zu kokettieren und zu provozieren. Der ein oder andere glaubt, in seiner Haltung sogar eine künstlerische Attitüde zu erkennen. Schließlich begegnet er ihnen ja nur zu oft, den akademischen Kunstgurus, die ihr angelerntes Wissen hoch erhobenen Hauptes wie einen Heiligenschein zur Schau tragen. In ihren bunten oder vorzugsweise auch schwarzen Designer-Outfits - natürlich alles andere als businesslike - heben sie sich auch augenscheinlich von dem Sonntagnachmittags-Museumsbesucher sehr bewusst ab. Darauf legen sie großen Wert. Denn nur dann kommt ihr Geheimcode auch wirklich zur Geltung. Ein Code, der in unzähligen Seminaren, Vernissagen, Symposien und ausgewählter Fachliteratur einstudiert und gleichermaßen zum Einsatz gebracht wird, mit dem sie sich Kunst einverleiben, beschreiben, sezieren und jeden, der nicht zu dieser elitären Gesellschaft zu zählen ist, auf der Stelle peinlich verstummen lassen.

Er jedenfalls gehört nicht dazu, mag er auch noch so oft in seinem beruflichen Umfeld mit ihnen zu tun haben.

Und er ist stolz darauf.

Ohne einen konkreten Auftrag hat er noch nie ein Museum von innen gesehen. Also kann, wie gesagt, von ihm als passionierten Museumsbesucher auch nicht wirklich die Rede sein.

Aber das sollte sich heute Nacht ändern.

Strahlender Sonnenschein aus einem wolkenlosen blauen Himmel erinnert an den Sommer, wären da nicht die Fruchtschalen und welken Blätter auf dem Boden unter einer riesigen Kastanie in der Mitte des Platzes.

Drei Bänke stehen im Kreis um den mächtigen Stamm. Auf einer sitzt ein hochgewachsener, hagerer Mann. Die langen grauen Haare nach hinten gekämmt, verraten, dass er die Siebzig wohl

schon überschritten hat. Sein üppiger, gepflegter Vollbart changiert von Grautönen an den Wangen hin zu einem strahlenden Weiß am Kinn. Trotz seiner offensichtlich schäbigen Kleidung schaut er mit stoisch stolzem Blick in die Ferne. Eine Ferne, die sich allerdings nur ihm zu offenbaren scheint - denn Weitblick bietet der Schillerlatz keineswegs, eingerahmt von pittoresken, schnuckeligen Fachwerkhäusern und auf einer Seite dem mächtigen Gemäuer der Musikschule, dem ehemaligen Franziskanerkloster. Aber davon unbeeindruckt schaut der alte Mann mit leicht zusammengekniffen Augen in seine ureigene Weite. Hätte es die Einordnung dieses Mannes in eine der üblichen Schubladen – Obdachloser, gescheiterter Künstler, debiler Rentner, verlorengegangener Tourist – leichter gemacht, wüsste man, dass kaum ein Tag vergeht, an dem der Alte nicht unter der Kastanie sitzt, in die Ferne schaut und hin und wieder an einer Eiswaffeln schleckt.

Schwer einzuordnen diese Gestalt, findet auch Helmut Helmer im Eiscafé *Bacio*, während er die letzten Tropfen Cappuccino trinkt und dann den schaumigen Rest heraus löffelt. Sein volles dunkles Haar ist durchzogen von grauen Strähnen. Es bedarf keiner hellseherischen Fähigkeiten, um vorauszusagen, dass deren Ausbreitung bis zur vollständigen Inbesitznahme des Haupthaars kurz bevorsteht. Die Augenbrauen haben sich bereits dem Grau ergeben, ebenso ein Großteil der Bartstoppeln, die schon seit einigen Tagen keinen Rasierer mehr zu befürchten hatten. Unter der abgewetzten braunen Lederjacke trägt er ein schwarzes Sweatshirt mit Kapuze, dazu eine ebenfalls schwarze Jeans und halbhohe Stiefel. Die legerere Kleidung, die große, noch immer recht schlanke Gestalt und sein lebhafter Blick lassen ihn jedoch jünger erscheinen, als er sich selbst zuweilen fühlt. Zumal in seinem Gesicht die Spuren vergangener Einschlüge nicht zu übersehen sind.

Auf den wenigen Parkplätzen vor der Musikschule findet gerade ein Wechsel statt. Kaum ist der Kleinwagen, eingeklemmt zwischen einem weißen Range Rover und einem himmelblauen 7er BMW, abgefahren, besetzt ein silbergrauer Porsche Panamera die Parknische. Ein elegant gekleideter älterer Mann steigt aus und stolziert in das *Il Sapore* schräg gegenüber dem Eiscafé. Komisch denkt Helmer, in der Bahnhofstraße, wo er heute Vormittag einen Kaffee getrunken hatte, sind ihm immer wieder protzige Wagen in martialischem Schwarz mit meist jüngeren, südländisch aussehenden Fahrern aufgefallen, die mit röhrendem Motor die Fußgängerzone belebten. Jedoch – es lebe die Gleichberechtigung – soll auch nicht die ein oder andere junge Dame vergessen werden, die mindestens genauso gut den Boliden zum Aufheulen gebracht hat, wie ihre männlichen Artgenossen. Kleine Jungs springen mit leuchtenden Augen reaktionsschnell zur Seite. Wann bekommt man schon mal einen Ferrari, Lamborghini, Porsche 911 oder was auch immer in freier Wildbahn zu Gesicht.

Der Schillerplatz hingegen scheint eher das Revier für den alten weißen Mann zu sein, der ganz offensichtlich hellere Farben bevorzugt, sowohl für die Karosserie als auch für die hochpreisige und liebevoll abgestimmte Kleidung.

Sehen und gesehen werden.

Wetzlar.

In Göttingen, auf dem Weg nach Wolfenbüttel, hatte Dr. Mayerhofer ihn vorgestern angerufen. Planänderung. Für ihn heißt das nun, ein etwas anspruchsvollerer Einsatz als nur eine Kurierfahrt. Aber auch eine weitaus bessere Bezahlung.

Danach hatte er sich, wie von seinem Chef angeordnet, sofort nach Frankfurt begeben.

Das Treffen war gestern um 12 Uhr im *Café im Frankfurter Kunstverein*. Natürlich, wo sonst? Der feine Herr Anwalt Dr. Mayerhofer ist halt ein großer Freund der Schönen Künste. Und was Helmer von dem gestrigen Gespräch mit Takanashi halten soll, weiß er auch einen Tag später immer noch nicht. Wobei, kann man ein Gespräch ein Gespräch nennen, wenn sein Gegenüber kein Wort gesagt hat?

Nach dem Treffen in Frankfurt ist er noch am selben Abend im Bahnhof Wetzlar ausgestiegen und hatte ganz in der Nähe ein Zimmer im *B&B Hotel* genommen. Mit Blick auf die Lahn. Schön.

Weniger schön ist es, dass er seit zwei Nächten kaum geschlafen hat, trotz der Schmerztabletten. Diese verdammten Rückenschmerzen.

Wie lange quält er sich nun schon damit herum? Eine gefühlte Ewigkeit. Physiotherapie, Orthopäden, Tabletten. Wirklich besser geworden ist es nie. Doch, manchmal schon, dann hatte er eine Weile Ruhe, aber nur bis die Rückenschmerzen aus heiterem Himmel mit noch größerer Intensität wieder über ihn hergefallen sind.

Er hat schon in schlimmeren Hotelbetten geschlafen, so dass es daran allein nicht gelegen haben kann, dass ihn mal wieder diese stechenden Schmerzen quälen. Er schlägt sich schon viel zu lange damit herum.

Die Nähe des Hotels zum Bahnhof hat ihn zumindest ein klein wenig entschädigt. Ruckzuck war er mit kleinem, aber notwendigem Gepäck vom Zug im Hotel gelandet.

Seit die heutigen Autos mit allem und jedem verbunden sind, und wenn man weiß wie, kein Geheimnis für sich behalten können, bevorzugt er schon seit einiger Zeit die Bahn. Ja sicher, Verspätungen, Gedränge, besetzte Toiletten und ganz so flexibel, wenn man schnell verschwinden muss, ist man auch nicht, aber - und das ist für ihn das

Wichtigste - man reist quasi unter dem Radar. Diese Tatsache hat ihn schon bei einigen Aufträgen vor Schlimmerem bewahrt. Und Hotels gibt es praktischerweise an fast jedem Bahnhof.

Sogar in Wetzlar.

Noch vor dem Frühstück hatte er sich zu einem Spaziergang, stadtauswärts entlang der Lahn aufgerafft.

Gleich zu Beginn musste er unter einer Brücke hindurch, die den Straßenverkehr zweispurig über die Lahn führt. Nur ein paar Meter weiter querte er eine in die Jahre gekommene, rostige Eisenbrücke der Bahn. So düster und niedrig, dass es sich anfühlte, als müsse man den Kopf einziehen.

Aber dann, als hätte sich wie von Zauberhand ein magischer Theatervorhang geöffnet, war die Stadt plötzlich ganz weit weg und er befand sich in einer selbst zu dieser Jahreszeit, noch immer recht üppigen Natur. Auf der linken Seite zuerst der Fußballplatz von Rot-Weiß-Wetzlar, wie an dem Vereinsheim zu lesen war, danach folgten von hohen Büschen umgebene Schrebergärten. Zu seiner Rechten schlängelte sich grün schimmernd der Fluss, die Ufer von hohen Bäumen und Buschwerk gesäumt.

Er wollte den Kopf freibekommen für den anstehende Auftrag.

Und hier gelang es ihm tatsächlich.

Zwar war immer noch gedämpfter Verkehrslärm zu hören, er wurde jedoch lautstark überlagert vom Gesang der Vögel und dem Quaken der Frösche am jenseitigen Ufer.

Helmer ging bis zu einer kleinen befestigten Bucht. Wahrscheinlich wurden hier im Sommer Kanus zu Wasser gelassen, dann herrschte hier sicher Hochbetrieb. Heute Morgen war weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Er setzte sich auf eine Bank, kaum einen Schritt vom Ufer entfernt, und ließ seine Blicke auf dem Wasser, das gemächlich Richtung Stadt floss, treiben. Die

Straße in seinem Rücken schien sich mit jedem tiefen Atemzug in Nichts aufzulösen. Und die hohen Bäume und Büsche, die das Ufer zierten, erhoben sich wie eine einst grüne, jetzt allerdings in allerlei Brautönen glitzernde Wand, die alles Übel auf Abstand hielt.

Lange hatte er so gegessen.

Drei Stockenten schwammen direkt vor seinen Füßen. Zwei Reiher schwebten im Tiefflug über dem Wasser und ein Eisvogel machte es sich auf einem Ast bequem. Hatte er jemals einen Eisvogel in natura gesehen?

Wie konnte es in dieser lauten und verrückten Welt eine solche Oase der Ruhe und Kontemplation geben?

Er lächelte.

Mit dem Ruf eines Kuckucks erwachten erneut seine Rückenschmerzen, als hätten sie nur auf diesen Weckruf gewartet. Mühsam richtete er sich auf, massierte mit beiden Händen über die schmerzenden Hüften und machte sich auf den Weg zurück zum Hotel.

Die Hinterlassenschaften der omnipräsenten Nilgänse – Graffiti der etwas anderen Art – auf dem Weg zwangen ihn immer wieder zu einem Slalomlauf.

Kontemplation ade.

Nach einem Mittagessen im Restaurant *Cinar* in der Bahnhofstraße wurde es langsam Zeit, sein Ziel in Augenschein zu nehmen.

Auf dem kurzen Weg vom Hotel in die Altstadt hätte er sich gut und gerne zwanzig Mal die Haare schneiden lassen können. Die Luft hier scheint sehr förderlich für das Haarwachstum zu sein. Ein Frisör neben dem anderen. Von Konkurrenz kann da schon fast keine Rede mehr sein, eher von einer konzertierten Aktion auf dem Weg zur feindlichen Übernahme der Stadt.

Von der Bahnhofstraße über den Karl-Kellner-Ring, wo ihm die Auspuffgase des meist stehenden zweispurigen Verkehrs schwer auf der Lunge lagen, ist er durch die wenig einladende Langgasse bis zur Alten Lahnbrücke gegangen. Hier zeigte sich dann die Schokoladenseite der Stadt, die so viele Touristen anlockt. Er ist niemand mit einem großen Faible für Sightseeing. Aber auf der Mitte der Brücke ist er doch kurz stehengeblieben. Hat die Wassermassen der Lahn bestaunt, die mit Macht über das breite Wehr strömten. Konnte sich für einen Moment nicht von diesem Anblick losreißen, als würde sein Blick von den tosenden Wassermassen mit hinab in die Tiefe gezogen. In seinem Rücken thronte derweil der alles überragende Dom. Schließlich spazierte er durch die himelige Altstadt die Lahnstraße hinauf und vom Eisenmarkt die Silhörerstraße hinunter auf den Schillerplatz.

Helmer winkt der Bedienung und bestellt noch einen Espresso. Hier, unter einem wolkenlosen Himmel und strahlendem Sonnenschein mit Blick auf das Museum kann man es aushalten.

Was er gestern Abend im Hotel auf der Internetseite der Museen Wetzlar zum Jerusalemhaus gelesen hatte, klang recht beeindruckend:

*Das Jerusalemhaus bildet das literaturhistorische Pendant zum Lottehaus. Benannt wurde das Gebäude nach dem am Reichskammergericht tätigen braunschweigischen Legationssekretär Karl Wilhelm Jerusalem, der zum Zeitpunkt seines tragischen Selbstmordes im Jahr 1772 hier wohnte und Vorbild für Goethes Romanfigur des „Werther“ wurde. Die Gedenkzimmer zeigen neben dem bürgerlichen Mobiliar des 18. Jahrhunderts grafische Bildnisse, Landkarten und Druckschriften mit zeitlichem und biografischem Bezug. Neben der Gedenkstätte befindet sich in dem Gebäude die*

*Museumsverwaltung sowie die von der Wetzlarer Goethe-Gesellschaft verwaltete Goethe-Werther-Bücherei. Lottehaus und Jerusalemhaus sind Teil des Netzwerks der nationalen Goethestätten und Goethemuseen in Frankfurt, Düsseldorf und Weimar.*

Der Blick auf das Gebäude in natura ist dagegen doch eher enttäuschend. Neben der Tür steht ein DIN A1-Aufsteller mit Fotos. Ob es darüber hinaus eine Gedenktafel gibt, kann er von seinem Platz aus nicht erkennen.

Rechts und links über der Tür ragen zwei Erker hervor bis hinauf in den vierten Stock. Tatsächlich sehen die Balken dieser filigranen Bauweise alles andere als vertrauenerweckend aus, auch wenn sie vor Jahrzehnten als Farben und Holz noch nicht der Zeit und dem Wetter ihren Tribut zollen mussten, wohl durchaus einen pittoresken Anblick abgegeben hatten. Gleiches gilt für die weißen Sprossenfenster, die zwar dem historischen Ambiente gerecht werden, aber von Wärmedämmung sicher noch nichts gehört hatten. Das alles passt zu seinen Informationen, dass der rechte Erker leicht Einsturz gefährdet und eine umfassende Renovierung des Gebäudes in Planung sei.

Was sicherlich der Mühe wert wäre, denn die Bausubstanz des malerischen Kleinods ist ein Juwel, das gegen jedes noch so modern gestylte Museum eine sehenswerte Sonderstellung einnehmen würde.

Helmer trinkt genüsslich einen Schluck Espresso.

Ein Krächzen hoch oben über dem Platz.

*Krra. Krra. Korr. Korr.*

Er legt den Kopf weit in den Nacken und blickt in die Höhe. Ganz so wolkenlos, wie es den Anschein hat, ist der Himmel nicht. Einzelne schneeweiße Wolkenfetzen, die tatsächlich aussehen wie

kleine Schafe, treiben gemächlich nach Osten. Kommt daher der Begriff Schäfchenwolken, fragt er sich, ohne dass ihn die Antwort auf die Frage tatsächlich interessieren würde. Aber gekrächzt haben die sicher nicht.

Dann sieht er sie.

Zwei Krähen ziehen in luftiger Höhe einen Kreis um den Schillerplatz. Ihre Größe ist beeindruckend. Selbst in der Höhe, in der sie ihre Kreise ziehen, ist das nicht zu übersehen. Ganz langsam, als würden sie schweben. Kein Flügelschlag. Ein Kreis nach dem anderen, wie mit einem Zirkel gezogen und da wo die Zirkelspitze eindringt, den Fixpunkt bildet, sitzt Helmer. Seltsam. Als würden sie beobachten, was tief unter ihnen geschieht. Kundschafter. Die Vorhut für etwas Zukünftiges, Ungewisses, Finsteres. Als würden sie ihre schwarzen Schwingen ausbreiten, den blauen Himmel verdecken und sie ganz sanft über die Nacht zum 30. Oktober legen. So, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt.

Um auf andere Gedanken zu kommen, ergreift er die Espressotasse.

Führt sie geistesabwesend zum Mund.

Leer. Nicht die Stadt, sondern die Tasse.

Dann, von einem Moment auf den anderen, jagen die Krähen in einer geraden Linie Richtung Dom davon.

Helmut fasst sich mit der Rechten in den steifen Nacken. Senkt den Kopf, bewegt ihn sanft von rechts nach links. Massiert noch einmal mit beiden Händen über die schmerzende Stelle und nimmt sich vor, noch einen Espresso zu bestellen. Als er erneut nach oben schaut, sind die Krähen samt Schäfchenwolken verschwunden.

Fast alle Außentische auf dem Platz sind besetzt. Sonnenschein an einem 29. Oktober will ausgenutzt werden. So viele Gelegenheiten,

sich unter einem strahlend blauen Himmel Kaffee und Kuchen oder einen Eisbecher schmecken zu lassen, wird es in diesem Jahr wohl nicht mehr geben. Zwischen *Il Sapore*, und Jerusalemhaus gibt es zwei weitere kleine Lokale, das *Café Lumi* und die *Crescente Focacceria*, die ebenfalls Tische nach draußen gestellt haben.

Im *Bacio* hat gerade eine größere Gruppe Touristen im Seniorenalter zwei Tische zusammengestellt, der Sprache und Lautstärke nach wohl Holländer. Sowohl die Männer als auch die Frauen sind in einem Alter, das sie von der Pflicht einer geregelten Arbeit zum Gelderwerb schon seit Jahren befreit hat.

Zwei Tische weiter unterhält sich ein junges Paar, beide etwa Mitte Dreißig, auf Ukrainisch oder Russisch. Wer kann das schon unterscheiden? Oder ist es die gleiche Sprache? Er weiß es nicht. Auf dem Weg durch die Stadt sind ihm so viele Gesprächsfetzen verschiedener Sprachen zu Ohren gekommen - hin und wieder sogar Deutsch -, dass er es aufgegeben hat, das jeweilige Ursprungsland zu bestimmen. Zumindest in der Beziehung muss sich Wetzlar wahrlich nicht vor *Mainhattan* verstecken.

Das Outfit jener schwarzhaarigen Dame lässt jedenfalls die meisten der hiesigen Frauen in puncto Chic um Längen hinter sich, was einmal mehr für eines der beiden genannten Länder sprechen würde. Unter einem kurzen grauen Rock blitzen sehr lange Beine hervor. Die oberen Knöpfe der weißen Bluse sind so weit geöffnet, dass ein Hauch vom Brustansatz und die Spitzen eines BHs zu erahnen sind. Gerade setzt sie sich in Positur. Ihr Begleiter, der ihr in Sachen Chic allerdings nicht das Wasser reichen kann, zückt das Handy und fotografiert seine Angebetete. Auch wenn er Helmer nur den Rücken zukehrt, so ist doch zu erkennen, dass er ein gedrungener, breitschultriger Mann mit kurzen lockigen rötlichen Haaren ist. In einer ausgewaschenen schwarzen Cargo-hose und einem schwarzen Sweatshirt fotografiert er danach die

Umgebung und die in der Sonne sitzenden Gäste. Dann reicht er seiner Begleiterin das Handy. Sie schaut sich ein Foto an und lächelt zustimmend.

Bildet Helmer sich das nur ein oder hat die Dame ihn tatsächlich mit einem kurzen Lächeln bedacht? Bei strahlendem Sonnenschein und leckerem Espresso badet man in Blicken dieser Art wie in einem Jungbrunnen.

Neben dem Tisch dieses Paares prostet sich drei Männer mittleren Alters zu, während einer mit der freien Hand einen Kinderwagen schaukelt, so dass das Baby in sanfter Bewegung selig schlummern kann. Etwas wehmütig fragt sich Helmer, warum er keine Kinder hat. Warum es sich nie ergeben hat. Er weiß es nicht. Was er weiß, ist, dass sich auch in Zukunft daran wohl nichts mehr ändern wird. Und genaugenommen hat er nicht nur keine Kinder, sondern auch sonst niemanden; sieht man von der dementen Mutter im Pflegeheim einmal ab.

Selbst die guten Freunde aus jungen Jahren existieren nur noch als nebulöse Schatten.

Sich umschauend, konstatiert Helmer allerdings, dass die meisten Gäste auf dem Schillerplatz doch eher der älteren Generation angehören, zumeist Paare oder Einzelpersonen, die still vor sich hin starrend ihren Kaffee trinken und darauf hoffen, dass sich der Himmel öffnet und ein Wunder geschieht. Eine dieser Damen – eine in seinen Augen doch schon recht alte Frau – schaut immer wieder verstohlen zu ihm herüber. Jetzt schiebt sie ihre Sonnenbrille ins blond gefärbte Haar und lächelt ihn an. Das macht sie glatt zehn Jahre jünger. Wahrscheinlich ist sie nicht viel älter als er selbst, korrigiert er seine erste Einschätzung. Und ihr Äußeres, nun ja, auf den zweiten Blick durchaus ansprechend.

Glaubt sie vielleicht, ihn zu kennen? Jedenfalls könnte man ihre Blicke so deuten. Ist er ihr in der Vergangenheit möglicherweise schon einmal begegnet? Nein, daran würde er sich erinnern.

Oder?

Sie lächelt immer noch.

Erst im letzten Moment kann er sein strahlendes Lächeln, das bereits im Begriff ist, sich zu entfalten, noch unterdrücken.

Schnell den Blick abwenden.

Das fehlte ihm noch. Kurz vor einem Auftrag mit einer Unbeteiligten oder noch schlimmer einer vagen Bekannten von früher in ein Gespräch verwickelt zu werden.

Immer schön unter dem Radar bleiben.

Tatsächlich haben die meisten Besucher des Schillerplatzes schon ein gesetzteres Alter erreicht. Was allerdings nicht weiter verwunderlich ist. Die arbeitende Bevölkerung hat an einem Wochentag sicher anderes zu tun - schönes Wetter hin oder her.

Eine der wenigen Ausnahmen ist ein schlanker, gutaussehender junger Mann, der allein an seinem Tisch sitzt. Er ist überaus mondän gekleidet mit Weste und Anzug. Darüber trägt er einen Kamelhaarmantel, der weit geöffnet fast bis auf den Boden fällt. Ein südländischer Schönling, höchstens Ende zwanzig, schwarze Haare, mandelförmige, dunkle Augen und was dem Ganzen noch die Krone aufsetzt, er raucht Pfeife. Mit einem verträumten Blick in den strahlend blauen Himmel saugt er den Rauch ein und lässt ihn nach einer Weile genüsslich wieder entweichen. Dass er dazu eine langstielige weiße Tonpfeife nutzt, die zu seinem dunklen Teint im Kontrast steht, ist heutzutage auch eher ungewöhnlich. Aber am ungewöhnlichsten ist die Tatsache, dass er in einem Buch liest. In einem richtigen Buch mit Seiten aus Papier! Blicken doch alle anderen, wenn sie nicht gerade in ein Gespräch vertieft sind oder auch selbst dann, auf ihre omnipräsenten Handys.

Ein älteres Paar steht vor der Tür zum Jerusalemhaus und betätigt gerade die Klingel. Das junge – osteuropäische? - Paar, das sich eben noch dem Fotografieren von Selfies und der Umgebung hingegen hat, erhebt sich und geht eiligen Schrittes zum Museum.

Kurze Zeit später betreten sie zu viert das Haus.

Er schaut auf seine Uhr.

Für ihn ist es noch zu früh.

Außerdem genießt er das schöne Wetter, den belebten Platz, eingerahmt von einem Fachwerkensemble und der mächtigen Fassade der Musikschule. Hier kann man es aushalten.

Es gibt keinen Grund zur Eile.

Dennoch hofft er inständig, dass sich später noch einmal weitere Besucher einfinden werden, am besten eine kleine Gruppe, in der er sich weitgehend unsichtbar machen kann. Nicht auffallen ist das A und O. Wenn das allerdings nicht der Fall sein sollte, und er als einziger Besucher das Museum betreten müsste, würde es wahrscheinlich sein Vorhaben völlig unnötig erschweren. Und er stellt bereits Überlegungen an, wie in diesem Falle eine Planänderung aussehen könnte, aber noch ist es ja nicht so weit. Bisher war ihm das Glück bei seinen Unternehmungen immer hold gewesen.

Warum also sollte es diesmal anders sein?

**F**ranziska Schreiber blickt auf die Uhr.  
Erst kurz vor halb vier.

Der heutige Dienst will einfach nicht enden.

Schon wieder meldet sich die Klingel.

Sie drückt den Knopf zum Öffnen der Eingangstür, begrüßt die Besucher über die Gegensprechanlage und bittet sie nach oben in den ersten Stock zu kommen.

Sie verlässt das Vorzimmer zum Sekretariat und empfängt die Gäste, die langsam die Treppe hinaufsteigen, im Flur. Danach kassiert sie im Sekretariat den Eintritt, teilt die zuvor gelochten Karten aus und weist darauf hin, dass selbige auch für die anderen Museen Wetzlars ihre Gültigkeit haben. Als sie mit den Besuchern hinauf in den zweiten Stock zum *Jerusalem-Zimmer* geht, beschleicht sie das untrügliche Gefühl, dass die heutigen Gäste es ihr nicht leicht machen werden. Die anschließende Führung, durch die sie sich gerade quält, beweist, dass sie sich nicht getäuscht hat.

Auch wenn das junge Paar aus Osteuropa – sie weiß es zwar nicht genau, aber vermutet es – sehr freundlich und zurückhaltend ist. So kann man beides von dem älteren Paar aus Deutschland beim besten Willen nicht behaupten. Der Mann, weit über sechzig, steckt von Kopf bis Fuß in Outdoor-Kleidung von Jack Wolfskin inklusive eines schwarzen Rucksacks. Nur den Kopf hat er ausgelassen, da ist nichts, nicht einmal Haare. Er hat bisher kein einziges Wort gesagt. Nur ein überlegenes Grinsen tummelt sich immer wieder mit einem Kopfnicken in seinem faltigen Gesicht.

Die Frau, etwa gleiches Alter, trägt eine ähnliche Kleidung, selbst auf dem Kopf – nun ja, nicht ganz, aber nur mit viel gutem Willen kann man die rasselkurzen strohblonden Haare noch als eine

Frisur bezeichnen. Sie ist allerdings im Gegensatz zu ihrem Mann umso redseliger. „Ach, die Möbel sind gar nicht original? Nur aus der Zeit ... Soso.“ „Na ja, auf der historischen Karte, kann man ja nicht besonders viel erkennen.“ Sie geht näher ran, bis ihre Nase fast die Karte berührt. „Wo ist denn da Wetzlar?“ „Auf dem Bild sieht der Jerusalem aber viel älter aus als fünfundzwanzig. Finde ich komisch.“ „Ist das die Pistole, mit der er sich erschossen hat?“ Dabei beugt sie sich über die kleine Holzkiste mit Glasdeckel auf dem Schreibtisch.

„Äh ... dazu komme ich gleich noch“, erwidert Franziska in dem Bemühen, ihre Freundlichkeit trotz allem aufrecht zu halten. „Nein ... es ist eine Replik.“

„Sehr schade ... Aber wenn es nicht das Original ist, warum wird sie dann im Museum ausgestellt? Ungewöhnlich, sehr ungewöhnlich.“ Die Dame kräuselt pikiert die spitze Nase und jeder ihrer Sätze wird garniert mit einem Grinsen und einem zustimmenden Nicken ihres Mannes.

Das laute *Krra, Krra* und *Korr, Korr* einiger Krähen, das vor einer Weile durchs offene Fenster zu hören war, ist wie der liebevolle Gesang einer Nachtigall gegen das giftige Gekeife dieser Frau gewesen.

Als Franziska endlich von den Geschehnissen des Suizids in der Nacht des 30. Oktobers berichtet und wie Goethe Jerusalems Selbstmord später für einen literarischen Welterfolg nutzt, wird sie energisch unterbrochen.

„Junge Frau, Sie wissen schon, dass man Goethe heute dafür vor Gericht bringen würde. Ein unverantwortliches und sittenwidriges Verhalten. Aus heutiger Sicht untragbar. Sich auf dem Unglück eines verzweifelten Menschen eine goldene Nase zu verdienen.“ Sie sagt es in einem Ton, als wisse das doch jedes Grundschulkind, nur sie, eine Mitarbeiterin im Jerusalemhaus, wisse es offensichtlich nicht.

Franziska sucht nach Worten. „Äh ... Na ja, so ganz stimmt das nicht. Der *Werther* hat Goethe zwar berühmt, aber wie man heute weiß, nicht unbedingt reich gemacht.“ Mühsam behält sie ihr Lächeln fest im Griff. Noch.

„Tsst.“ Ein *Tsst* so scharf und spitz, dass man dafür eigentlich einen Waffenschein bräuchte – von den fliegenden Speicheltropfen mal ganz zu schweigen. „Das hatte der feine Schnösel aus gutem Hause ja auch nicht nötig.“ Die Empörung ist der Dame förmlich ins Gesicht geschrieben.

„Nun ja, hätte er heutzutage einen solchen Erfolg, es hätte ihn wahrscheinlich über Nacht zum Millionär gemacht.“ Franziska will sich offensichtlich noch nicht geschlagen geben.

„Hätte, meine Liebe, hätte. Aber kein Verlag hätte sich nach heutigem Rechtsempfinden auf eine Veröffentlichung eingelassen.“

Franziska ist es leid.

Es reicht.

„Jaah .... Guuut...“

Das junge Paar lächelt ihr mit hochgezogenen Augenbrauen zwar verständnisvoll zu, bleibt aber stumm. Wenigstens ein kleiner Trost. Aber genaugenommen auch wieder nicht, denn wenn Franziska einen verstohlenen Blick auf die junge Frau wirft, die höchstens ein paar Jahre älter sein kann als sie selbst, kommt sie sich vor wie ein graues Entlein. Gegen deren Chic und üppige Rundungen ist sie ein weibliches Nichts. Niederschmetternd. Auch wenn sie dazu eigentlich keinen Grund hat. Die Blicke des männlichen Begleiters jener Dame, mit denen er Franziska wohlwollend betrachtet, beweisen das Gegenteil.

Aber dies zur Kenntnis zu nehmen, dazu bekommt sie erst gar keine Gelegenheit, denn die *Wolfskin-Lady* überschüttet die junge Museumsangestellte förmlich mit ihrer wutschnaubenden Tirade und ist noch lange nicht fertig.

„Den Selbstmord eines jungen Mannes aus egoistischer Profilierungssucht literarisch auszuschlachten, wäre in heutiger Zeit einfach undenkbar. Zum Glück! Kein Verlag würde ein solches Werk drucken. Er käme in Teufels Küche. ... Ist doch so ... Oder?“ Dabei schaut sie Franziska so vorwurfsvoll an, als sei sie allein dafür verantwortlich und nicht Goethe.

Diesmal kein Grinsen ihres Mannes, nur ein gewichtiges Kopfnicken.

Franziskas Lächeln ist wie weggewischt. Der Mann dieser Hyäne kann einem wirklich leidtun. Nein. Stopp. Dieser ewig grinsende Wackeldackel hat nichts anderes verdient. Mögen die beiden auf einer einsamen Insel ausgesetzt werden, damit sie genügend Zeit haben, sich völlig ungestört gegenseitig auf die Nerven zu gehen.

Dann ist es geschafft.

Sehr langsam und sehr bedächtig macht das deutsche Paar schließlich die letzten Schritte aus der Zweizimmerwohnung, als könne es sich vom Ort des dramatischen Geschehens nicht losreißen, müsse noch einmal Jerusalems Aura aufsaugen, um ihm endlich die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Goethe ihm aus niederen egoistischen Beweggründen verwehrt hatte. Das junge Paar ist bereits auf dem Weg nach unten.

„Tja“, haucht die Frau schließlich vielsagend, „doch, doch, recht interessant.“

Woraufhin ihr Mann nicht nur grinst, sondern auch gleichzeitig den schweren Kopf nickend auf und ab bewegt und sich mit betont wichtiger Miene erstmals zu Wort meldet: „Ich nehme dann noch die Ansichtskarte vom Museum und eine vom jungen Jerusalem.“ Schon greift er zu und holt die Karten aus dem Ständer.

„Die müssen Sie hier stehen lassen. Das sind nur Ansichtsexemplare. Ich gebe sie Ihnen unten im Sekretariat.“

„Ach was...“ Schon der zweite Satz von ihm. Na ja, fast... Er ist auf dem besten Weg seiner Frau im Endspurt noch Konkurrenz zu machen. Was für eine Plaudertasche.

Sie gehen die Treppe nach unten in den ersten Stock. Dort im Flur stehen bereits die beiden anderen Besucher und schauen sich Broschüren und die zwei großen Bilder von Werther-Erstausgaben in Frankreich an. Da sie keinen Kaufwunsch haben, besteht kein Grund, den anderen ins Sekretariat zu folgen.

Dort angekommen öffnet Franziska die Schranktür und nimmt die gewünschten Karten heraus. „Das macht dann einen Euro.“

„Auf Wiedersehen und vielen Dank“, verabschiedet sich der junge Mann von draußen auf dem Flur. „Und einen schönen Tag noch“, meldet sich auch seine gutaussehende Begleitung zum Abschied. „Lassen Sie sich nicht unterkriegen!“ Ihr glockenhelles Lachen perlt wie Quecksilber über die Treppenstufen.

„Auf Wiedersehen. Ihnen auch noch einen schönen Tag“, ruft Franziska ihnen ohne Blickkontakt hinterher, öffnet die Kasse und gibt das Wechselgeld heraus.

Sie reicht dem Jack-Wolfskin-Mann die Karten, während er sich mit missbilligendem Blick im Sekretariat umschaute. Die hier herrschende Ordnung, die von mehr als genug Arbeit zeugt, scheint seiner Pedanterie fast körperliche Schmerzen zu bereiten. Sein Gesicht vollzieht eine akrobatische Höchstleistung, als hätte er in eine saure Zitrone gebissen, ohne sie vorher zu schälen.

„Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Abend“, ruft Franziska erleichtert, kurz bevor ein Stockwerk tiefer die Eingangstür hinter den Nervensägen ins Schloss fällt.

„Die Krätze soll euch holen!“

Aber das hören die beiden schon nicht mehr.

Nicht dass ein falscher Eindruck entsteht, Franziska ist sehr froh, den Job als studentische Aushilfe bei der Museumsverwaltung Wetzlar ergattert zu haben. Wirklich. Sie braucht das Geld. Und meistens macht der Job auch Spaß.

Nur eben heute nicht.

Diese Streiterei gestern Abend mit Peer und das anschließende einsame Betrinken mit einer Flasche Rotwein setzen ihr noch sehr zu.

Peer war eine Zeit lang Dauergast bei den Volley Damen von Waldgirmes gewesen. So kamen sie irgendwann zufällig ins Gespräch.

Er erzählte von seiner Begeisterung für den Marathonlauf.

Franziska konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie so eine dröge und einsame Sportart Spaß machen kann. Dasselbe dachte sie auch über sein zweites Hobby als Sportschütze; auch wenn Peer dieser Betätigung nicht mit der gleichen Leidenschaft nachging wie dem Laufen. Für sie war Sport Bewegung, Aktion und Reaktion, ein Ball, Zusammenhalt, gewinnen und verlieren, aber doch nicht auf geteerten Straßen stundenlang einen Fuß vor den anderen zu setzen. Eine einzige Quälerei. Nie im Traum wäre sie bei einer solchen Sportart gelandet.

Oder fehlte ihr dazu nur die nötige Ruhe, Ausgeglichenheit und eiserne Disziplin? Vielleicht war es ja gerade diese Frage gepaart mit etwas Selbstkritik, die trotz allem oder gerade deswegen dem einsamen Läufer Interesse und Respekt zollte. War sie für diese Sportart zu inkonsequent, zu launenhaft, zu wankelmütig in ihren Positionen und Zielen? Fehlte ihr einfach nur die mentale Ausdauer und Stärke? Wenn ja, konnte es sicher nicht schaden, von jemandem zu profitieren, der offensichtlich über diese Talente verfügte.

Und wenn nicht, hatte man zumindest einen netten Abend verbracht. Zumal Peer ein recht ansprechendes schmales Gesicht hatte. Man konnte ihn durchaus als gutaussehend bezeichnen. Er

versprühte in Franziskas Augen einen Hauch von Askese, Intellekt und unzerstörbarem Selbstbewusstsein. Aber vielleicht, denkt sie rückblickend, war es auch nur die John-Lennon-Brille und der kleine Pferdeschwanz, im Nacken zusammengebunden, der es so aussehen ließ. Mittlerweile trägt er Kontaktlinsen und die kurzen dunkelbraunen Haare mit einem Undercut. Peer ist zwar etwas kleiner als Franziska, hat aber durchaus eine sportliche und sehr schlanke Figur. Drei Tage später befand sie allerdings, dass die Figur doch weniger schlank als hager ist - aber da war es schon zu spät.

Zwei Tage nach dem ersten Kennenlernen traf man sich in der Ludwigstraße. Der Abend wurde lang und länger, es gab viel zu trinken und so kam es dann, wie es zuweilen eben kommt. Sie landeten zuerst in ihrer Wohnung, wo weiter getrunken und geredet wurde und schließlich in ihrem Bett.

Das ist nun ein Jahr her und die beiden sind seitdem mehr oder weniger zusammen. Aber schon nach kurzer Zeit lief es nicht mehr so, wie es laufen sollte und eskalierte schließlich in dem gestrigen Streit.

Zugegeben, ein eher belangloser Streit.

Weswegen eigentlich?

Ach ja, dass sie schon wieder Museumsdienst und für ihn überhaupt keine Zeit mehr habe. Völliger Blödsinn! Darüber hatte er sogar seine sexuellen Ambitionen, die bei seiner Begrüßung nur sehr offensichtlich waren, vergessen. Und plötzlich war kein vernünftiges Gespräch mehr möglich. Nur dieser Blick, mit dem er sie hätte erdolchen können. Dabei waren es, neben seiner Begeisterung für den Marathonlauf, gerade seine Augen, die sie beim ersten Date für ihn eingenommen hatten. Dieses helle fast durchscheinende Graublau, als würde sich, wenn man nur genau genug hinsieht, dahinter ein geheimnisvoller Sternenhimmel öffnen.

Und jetzt dieser Blick!

Vorwurfsvoll!

Ein Vorwurf, der überhaupt noch nicht zur Sprache gekommen war. Nur diese nebulöse nonverbale Anklage. Wie sie das hasste. Als würde alle Welt für diese Leidensmiene zwischen Weltschmerz und Verachtung verantwortlich sein. Nur er nicht. Er, der mit seinem großen Herz von allen anderen unverstanden bleibt. Unverstanden auch von Franziska. Keiner, der ihn so wertschätzt, wie er es verdiente. Hätte er irgendwas in dieser Richtung gesagt, laut gesagt, vielleicht hätte sie es sogar verstanden. Aber er sagte ja nichts. Wenn es die anderen nicht von selbst merken, ist es schlimm genug! Dann erübrige sich wohl selbstredend jedes weitere Wort. Schließlich sei er ja im Recht. Das könne doch jeder sehen. In seinem sprachlosen, wehleidigen Recht. Man brauche doch nur in sein von innerem Schmerz gezeichnetes Gesicht zu schauen.

Es ist ja nicht das erste Mal, dass es zu ähnlichen, wie aus dem Nichts auftauchenden Auseinandersetzungen gekommen ist.

Stundenlang reden konnte er nur über seine Marathonläufe und seine Probleme im Job, einem IT-Unternehmen in Gießen. Unfähiger Chef, bescheuerte Kollegen und keiner, der seine Arbeit und seine Fähigkeiten wirklich zu schätzen weiß. Idioten, die ihm nicht ansatzweise das Wasser reichen können, pöbeln ihn grundlos an und machen sich hinter seinem Rücken über ihn lustig; das sei das Schlimmste, das schmerze ihn am meisten.

Anfangs hatte Franziska noch Trost gespendet und Tipps gegeben, wie er damit umgehen könnte. Mittlerweile kann sie es nicht mehr hören. Ist sich auch nicht mehr sicher, was es mit dem angeblichen Mobbing wirklich auf sich hat. Vielleicht liegt es nicht nur an den bösen Kollegen, sondern in erster Linie an Peer.

Sie hatte einfach die Schnauze voll.

Und plötzlich wurde Franziska von einer unsäglichen Wut gepackt. Auf Peer. Auf sich selbst. Auf die ganze Welt. Mit bebender, sich überschlagender Stimme hatte sie ihn angeschrien: „Geh jetzt!“

Noch einmal dieser vielsagende, sprachlose Blick, dann hatte er wortlos die Tür hinter sich zugeknallt.

„Ich will dich nicht mehr sehen!“, brüllte sie die geschlossene Tür an.

„Ha, das werden wir ja noch sehen!“ polterte Peer von draußen zurück.

Scheiß auf die Augen! Eigentlich findet sie braune oder blaue Augen sowieso viel interessanter. Und überhaupt, Marathonlauf, da muss man doch einen an der Waffel haben. Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.

Im Laufe des Tages hat sie sich immer wieder gefragt: Wie bin ich nur an diesen Peer geraten?

Und gleichermaßen drängt sich ihr die Frage auf, wie bin ich nur an dieses Studium geraten?

Von Travemünde nach Gießen. Sport und Kunstpädagogik. Ja, manchmal ist das Leben eine einzige große Frage. Ein einziges Wie und Warum. Eigentlich war die Wahl für das Studienfach Sport eher eine Notlösung, nicht wirklich ihr Wunschfach. Aber sie war nun mal recht sportlich und in vielen Sportarten einfach sehr gut. Spielt mittlerweile für Waldgirmes Volleyball und in der Leichtathletik und im Klettern ist sie ebenfalls spitze. Warum also nicht Sport? Mit der Kunstpädagogik verhielt es sich genau anders herum. Das Studienfach sollte es unbedingt sein. Allerdings war sie da - wenn sie ehrlich mit sich war, aber wer ist das schon immer? - nicht annähernd so gut wie im Sport, auch wenn sie es gerne gewesen wäre. Ihre künstlerische Empfehlungsmappe, das weiß sie sehr wohl, ist mit mehr Glück als Verstand durchgewunken worden. Deshalb ist

sie in Gießen gelandet und nicht an der HFBK in Hamburg, wo man ihrer Mappe nicht die Qualität bescheinigen wollte, die für ein erfolgreiches Studium nötig gewesen wäre.

Und ja, es gab auch noch einige andere Absagen.

Und ja, wenn sie an ihr Werk *Sturmflut* denkt, überkommt sie heute noch ein Hauch von Peinlichkeit.

Eine Collage.

Tagelang war sie mit wachsender Begeisterung und leuchtenden Augen am Ostseestrand entlang gewandert. Wie ein Kind, das zum ersten Mal das Meer sieht, hatte sie sich gefühlt. Ein großes Abenteuer am Brodtener Steilufer entlang über Niendorf bis nach Timmendorfer Strand. Und wieder zurück. Die wechselnden Farben des Wassers aufsaugend, ohne einen Gedanken an so etwas wie Kunst zu verschwenden. Keine prächtige Muschel im Sand entging ihrem Blick. Die klare Seeluft beflügelte ihre Passion, etwas zu finden. Jeder Fund eine Sensation. Ein Stück Holz von einer uralten Kogge, die vor Jahrhunderten zwischen Lübeck und den östlichen Gestaden der Hanse zu ihrem Reichtum verholfen hat. Ein Stück Tau von einem Segelschiff. Eine alte Mütze. Nee. Die landete gleich wieder im Wasser. Ihr Rucksack wurde immer schwerer. Aber das störte sie nicht. Sie fühlte sich so lebendig, dass sie es am liebsten laut hinausgeschrien hätte, doch da hatte sie schon wieder was entdeckt, was ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und rein damit in den Rucksack.

Da sollte noch mal jemand - wie jener Deutschlehrer - sagen, ihr fehle die Fähigkeit, sich für eine Sache wirklich zu begeistern, ihre Oberflächlichkeit hindere sie daran, ihr Potenzial wirklich abzurufen.

Noch zu gut erinnert sie sich an dieses Gespräch mit Herrn Schmidt-Dittmann und wie er sie süffisant fragte: „Meine liebe Franziska, wissen Sie, was ein Dünnbrettbohrer ist?“